

Stunden zurück“, um den „herrlichen Wahnsinn“ des Sechstagerrennens mitzerleben.

- ▷ Eine verträumte Schönheit, die einem Constanze-Modeheft entsprungen zu sein scheint (Pulli und Hose gelb Ton in Ton), hockt barfußig im Herbstwald und versinnbildlicht die „wehmütige Erinnerung“ an die nicht mehr zugängliche „herrliche Umgebung“.

- ▷ Ein Leierkastenmann ersetzt „Hör zu!“-Mecki und „Bild“-Lilli: Er schiebt seine fahrbare Musicbox durch sechs Farbphotos von einer Berliner Sehenswürdigkeit zur anderen, von denen jede einzelne heiter bedichtet ist. Etwa so:

Charlottens Schloß
mit seinem Engel oben sieht heute
wieder o wie früher aus;
in einem Punkt nur hat sich
was verschoben: Es dient nicht mehr
als Einfamilienhaus!

Wo immer aber das Berlin-Sonderheft politisch wird, ist der gepflegte „Seid nett zueinander“-Geist des Verlags verfloren. Amerikas Exkommandant General Frank L. Howley gibt statt dessen die Jungvolk-Losung aus: „Hart sein!“

„Welt“-Kolumnist Sebastian Haffner verkündet: „Wer Berlin hat, hat Deutschland.“ Und wem Berlin gehört, darüber stellt der Schweizer Otto Frei („Neue Zürcher Zeitung“) eine verblüffende These auf: „Ostberlin gehört nicht den Russen.“

Selbst bei der Beschreibung Berlins als „Geistiges Zentrum der Deutschen“ werden die Springer-Autoren vom Kreuzzugsgeist hingerissen:

„Wer in Berlin den Chorsatz der Neunten Symphonie von Beethoven hört, hört ihn anders, als er anderswo gehört wird; er meint ihn wörtlich, als sei er geschrieben, um die übermächtige Sehnsucht der Deutschen nach Würde und Frieden auszudrücken. Er ist der Freiheitsschrei schlechthin.“

Verantwortlich für das so gelungene Sonderheft, das in Amerika wohlwollen Beifall fand, zeichnet der dreiund-dreißigjährige Chefredakteur aus der Führerersatzreserve des Hauses Springer, Peter Boenisch.

Genau wie der in seiner neunköpfigen Redaktion mitarbeitende Exchefredakteur der amerikanischen „Neuen Zeitung“ in Deutschland, Hans Wallenberg, stand Peter Boenisch der transatlantischen Mission verfügbar, weil er als Herausgeber einer in der Planung stecken gebliebenen Zeitschrift in den z.b.v.-Status übergewechselt ist.

Wallenberg war ausersahen gewesen, für den Kölner Verlag DuMont Schauberg das nie erschienene Blatt „Horizont“ herauszubringen; Peter Boenisch für Axel Springer das gleichfalls über Probedrucke nicht hinausgediehene „Capitol“.

„Capitol“, das in Zusammenarbeit mit je einem englischen, französischen und italienischen Verlag als mehrsprachige „europäische Illustrierte“ erscheinen sollte, war bestimmt gewesen, auf dem Zeitschriftenmarkt — so die seinerzeit bereits angelaufene Inseraten-Werbung Axel Cäsar Springers — „den seit der Götterdämmerung der Cäsaren“ geträumten Traum eines geeinigten Europas zu verwirklichen.

Für diese Aufgabe hatte sich Peter Boenisch durch eine journalistische Pionierleistung qualifiziert: Einst Referent beim

NWDR-Generaldirektor Adolf Grimme und 1954 mit dem Bundesverdienstkreuz für Verdienste um die Jugend („Kinderluftbrücke nach Berlin“) ausgezeichnet, war es ihm ab 1956 gelungen, dem Münchner Kindler-Verlag nicht minder geringe Verdienste an der Jugend zu beschreiben. Boenisch mobilisierte als erster mittels einer von ihm konzipierten Illustrierten für Frühreife im Kleinformat — „Bravo“ — eine Käuferschicht, die sich zuvor kaum für Gedrucktes interessiert hatte: Teenager und Halbstarke.

Mit solchen Meriten versehen, zog „Bravo“-Boenisch — nach einem Intermezzo als Chefredakteur der Kindler-



Zeitungs-Cäsarewitsch Boenisch
Bravo

Illustrierten „Revue“ — 1959 als designierter „Capitol“-Chef in den Prominenten-Turm des Springerschen Verlags-Hochhauses zu Hamburg ein. Er galt als eine Art Zarewitsch des Zeitungs-Zaren Springer.

Vorübergehend schwächten zwar der Zusammenbruch vom „Capitol“, recht fruchtlose Vorbereitungen zur regelmäßigen Wiederherausgabe der „Berliner Illustrierten“ und allerlei Intrigen neidischer Junker am Zarenhof die Stellung von Jung-Boenisch.

Mit dem niedlich-kämpferischen Berlin-Sonderheft der „Berliner Illustrierten“ aber hat er die Gunst seines Verlegers zurückgewonnen; der „Sonderstab Boenisch“ von Berlin wurde für neue Aufgaben verstärkt. Denn wenn auch Chefredakteur Boenisch am Ende der verwegenen Berlin-Thesen seiner Amerika-Postille redlich bescheiden bekennt, sie enthalte „die Meinung der

„Berliner Illustrierten“, geschrieben für Menschen, die genauso denken“ — Axel Springer ist einer von diesen Menschen.

Darüber hinaus hat Boenisch seinem Verleger Springer mit dem Berlin-Sonderheft zum rechten Termin einen persönlichen Dienst erwiesen.

Seit Axel Springer erkannte, daß sein politisches Sendungsbewußtsein zum Besten der Nation nur fruchtbar werden kann, wenn er Gelegenheit findet, den mächtigsten Männern der Welt auch auf den rechten Weg zu helfen, hat er sich um persönliche Audienzen im Kreml und im Weißen Haus bemüht.

Im Kreml mit Erfolg. Nach mehrwöchigem Antichambrieren in Moskau wurde er 1958 gemeinsam mit seinem Haus-Philosophen und „Welt“-Chef Hans („im Bild“) Zehrer von Nikita Chruschtschow empfangen.

Heimgekehrt, berichtete Springer seinen zahlreichen Freunden freudvoll: „Die russische Politik wird sich ändern.“ Das tat sie dann auch.

Dem amerikanischen Präsidenten Eisenhower dagegen war es in seiner achtjährigen Amtszeit nicht möglich, einen Termin mit dem deutschen Großverleger einzuplanen.

Das Versäumte will nun der Eisenhower-Nachfolger und Cover-boy der „Berliner Illustrierten“ John F. Kennedy zum Teil noch in diesem Monat wiedergutmachen.

Während einer deutsch-amerikanischen Konferenz, auf der etwa 80 deutsche und amerikanische Mitglieder der Privat-Organisationen „Atlantik-Brücke“ und „American Council on Germany“ drei Tage lang die transatlantische Völkerverständigung vorantreiben wollen, ist am 17. Februar ein Massenempfang im Weißen Haus vorgesehen.

Einer der 42 deutschen Teilnehmer — darunter Carlo Schmid, Kurt Georg Kiesinger, Vizeadmiral Ruge und Otto Wolff v. Amerongen — ist Axel Springer, der auf seiner Reise diesmal von seinem politischen Leibgardisten Adam Vollhardt und dem Zehrer-Stellvertreter Ernst J. Cramer begleitet wird.

Hat sich auch der Cäsaren-Traum von einer Privataudienz beim US-Staatschef damit noch nicht erfüllt, so wird sich Axel Cäsar Springer doch aus der langen Reihe der Deutschen abheben, die Schlange stehen müssen, um Amerikas Präsidenten die Hand zu schütteln: durch das „Berlin-Sonderheft“ der „Berliner Illustrierten“. Bravo, Boenisch!

ZEITGESCHICHTE

HAUS HESSEN

Großherzog inkognito

Als der russische Gardeoberst Lar Larski im Jahre 1916 seinem Freund, dem Flügeladjutanten des Zaren, Oberst Mordwinow, am Saimaasee in Finnland begegnete, bemerkte er an Mordwinows Seite eine vermummte Gestalt, die als „durchreisende ausländische Hoheit“ annonciert war, in der Lar aber sogleich den Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, einen Bruder der Zarin Alexandra Feodorowna, erkannte.

Wie die Begegnung am Saimaasee dann weiter verlief, vertraute Oberst

Lar im Jahre 1949 schriftlich dem Prinzen Friedrich Ernst von Sachsen-Altenburg an. Lar: „Als Mordwinow sah, daß ich den Großherzog erkannt hatte, bat er mich, es nicht merken zu lassen und darüber zu schweigen. Er teilte mir mit, daß der Bruder der Kaiserin inkognito reise, und zwar unter dem Namen eines Prinzen Thurn und Taxis.“

Ob der Großherzog von Hessen, ein regierender Bundesfürst des Deutschen Reiches, wirklich mitten im Weltkrieg das feindliche Rußland bereiste, anstatt es — als deutscher General der Infanterie — zu bekriegen, ist eine Frage, die nicht nur die Familien-Historiker des Hauses Hessen interessiert.

Ihre Beantwortung ist vielmehr für den Ausgang jenes Rechtsstreits relevant, der seit nunmehr vier Jahren als Alpdruck auf den drei Richtern der 24. Zivilkammer des Landgerichts Hamburg lastet und die Spalten diverser deutscher Familienpostillen füllt: der Monstreprozeß der Frau Anna Anderson, die gerichtlich bestätigt wissen möchte, daß sie die Großfürstin Anastasia von Rußland sei, die jüngste Tochter des Zaren Nikolaus II. und seiner Zarin Alexandra Feodorowna, einer geborenen Prinzessin Alix von Hessen und bei Rhein.

Das ältliche Zarenkind, das mehrere Jahre in deutschen Heilanstalten verbrachte und heute im Schwarzwald seiner erlauchten Vergangenheit nachdämert, repetiert unverdrossen, es sei den Kugeln und Bajonetten der Rotarmisten entgangen, die den letzten Zaren samt Familie 1918 in Jekaterinburg exekutierten.

Der bettlägerigen Anderson war bereits 1925 die Bemerkung entschlüpft, sie habe ihren Onkel, den Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, 1916 am kaiserlichen Hof von Zarskoje Selo gesehen, eine Information, die Frau Andersons Glaubwürdigkeit schwer erschütterte: Wie sollte ein deutscher Fürst und General 1916 ins Hoflager eines feindlichen Landes gekommen sein?

Über diesen historischen Anachronismus entspann sich unlängst ein publi-



Hessischer Landesherr Ernst Ludwig
Nach Verdun oder nach Zarskoje Selo?

zistisches Separatgefecht zwischen dem Anastasia-Anwalt Dr. Kurt Vermehren und dem Hamburger Ordinarius für Geschichte, Dr. Egmont Zechlin.

Der agile Geschichtsprofessor fand es unziemlich, daß zu Hamburg, seinem Domizil, über die großherzogliche Rußland-Reise ohne sein Zutun befunden werden sollte. Zechlin füllte eine Son- derseite in der Hamburger Wochenschrift „Die Zeit“ mit tiefgründigen Anastasia-Weisheiten und bemühte sich, den Rußland-Trip des Darmstädter Landesvaters als Hirngespinnst zu entlarven.

Da der Großherzog — er starb 1937 — die Reise stets abgeleugnet hatte, waren die Freunde der Frau Anderson auf den plausiblen Kommentar verfallen, der Großherzog habe leugnen müssen, um nicht in den Verdacht landesverräterischer Umtriebe zu kommen. Denn: War dieser Fürst, der als Gegner Kaisers Wilhelms galt, der nur selten Uniform anlegte und der sich mehrfach um einen vorzeitigen Friedensschluß mit Rußland bemühte, im Jahre 1916 tatsächlich am Zarenhof, konnte seine Mission nur einer Übereinkunft mit Rußland, wenn nicht gar einem Separatfrieden gegolten haben, der das heimatliche Hessen-Darmstadt vor den Widrigkeiten einer deutschen Niederlage bewahren sollte.

Diese These glaubte Zechlin mit dem Einwand zu entkräften, „daß erstens seine (des Großherzogs) Bemühungen um den Frieden gar nicht abzustreiten sind und daß vor allem . . . damals fast

• Mit dem Zeugen Prinz von Sachsen-Altenburg (l.)

jedermann, der etwas in der Außenpolitik zu sagen hatte, um einen Sonderfrieden mit den Russen bemüht war“.

Indes — der Professor hatte den vifen Anastasia-Anwalt Vermehren, der seit einem Vierteljahrhundert für seine Mandantin streitet, unterschätzt. Vermehren füllte gleichfalls eine Son- derseite in der „Zeit“, in der er seine — inzwischen freilich verstorbenen — Zeugen für die Rußland-Reise paradiere ließ: außer dem Oberst Lar Larski — Zechlin: „Ein Schwindler“ — vor allem den Kronprinzen Rupprecht von Bayern, der einmal beiläufig erwähnte, er wisse, daß ein deutscher Fürst im Krieg inkognito beim Zaren gewesen sei, um einen Frieden zu sondieren. Den Namen wollte Rupprecht nicht nennen. Dazu Vermehren: „Für eine Friedensmission nach Rußland kam von den deutschen Bundesfürsten nur der Bruder der Zarin, der Großherzog Ernst Ludwig von Hessen, in Frage.“

Selbst die alte Kronprinzessin Cecilie von Preußen ließ sich über die Rußland-Reise des Hessen eidesstattlich vernehmen: Sie wisse von der Extratour. Als Quelle ihrer Kenntnis gab sie ihren Schwiegervater, den Kaiser Wilhelm II., an. Frohlockte Reise-Rechercheur Vermehren: „Deutsche Fürstlichkeiten von Rang waren also davon überzeugt, daß der Großherzog während des Kriegs nach Rußland gefahren ist.“ Und: „Diese Argumente für die Reise können nicht mit den Argumenten Professor Zechlins entkräftet werden.“

Der professionelle Historiker Zechlin freilich mochte in dem publizistischen Rencontre gegen einen Amateur-Historiker nicht unterliegen: Er faßte den schreibgewandten Anastasia-Anwalt an der empfindlichsten Stelle seiner Reise-story, der Frage, zu welchem Datum der Großherzog im feindlichen Rußland gewellt haben soll.

In den Spalten der „Zeit“ — zwischen drei Bildern trauernder Anastasias — hatte Vermehren sich unter anderem auf die Wochen zwischen dem 17. Februar und dem 9. April 1916 kapriziert, die der Fürst nach den Aufzeichnungen



Jurist Vermehren*
Ein deutscher Fürst . . .



Historiker Zechlin
... reist nicht zum Feind

seines Flügeladjutanten, des Freiherrn von Massenbach, „im Felde bei Verdun“ verbracht hat.

Vermehren: „Eine so lange Frontfahrt des allem Soldatischen abgeneigten Großherzogs erschien auf den ersten Blick unwahrscheinlich.“ Argwöhnte der Anwalt: „Die Zeitspanne dieser ‚Frontfahrt‘ ist so lang, daß währenddessen auch eine eilige Reise nach Rußland stattfinden konnte.“

Mit dieser Deduktion jedoch hatte sich Vermehren eine von seinem Widersacher Zechlin sogleich erspähte Blöße gegeben. In einer weiteren Zuschrift an die „Zeit“ zitierte der Professor Zeugnisse aus der fortlaufenden Korrespondenz — „zum Teil intimen Inhalts“ — des Großherzogs als Indizien dafür, daß der friedfertige Landesvater seine Frontreise gleichwohl absolviert habe.

Daß Vermehren diese Beweise seinerseits als „Tarnung“ abtat, veranlaßte Zechlin, die hochgestellten Zeugen des Anwalts von der Warte des Historikers aus summarisch zu disqualifizieren, ob schon der Advokat über drei laufende Meter Anastasia-Akten verfügt. Vermehrens Zeugengilde, triumphierte Zechlin, halte „einer kritischen Analyse mit den Methoden der historischen Forschung nicht stand“. Konterte Vermehren: „Eine akademische, den Umständen geschichtlichen Lebens nicht entsprechende Dogmatik!“

Bei diesem Stand des Reise-Disputs erwuchs dem Anwalt unverhoffte Schützenhilfe von Seiten eines Herrn von Groll. Dieser Zeuge wußte — gleichfalls in der „Zeit“ — zu berichten, daß die 1921 erschienene Geschichte des I. Großherzoglichen Leibgarde-Infanterieregiments Nr. 115 von einem Frontbesuch des Großherzogs keinerlei Notiz nehme.

Resümierte Groll: „Die Nichterwähnung großherzoglicher Besuche bei seinem Leibgarde-Regiment im Jahre 1916 dürfte doch als Beweis dafür angesehen werden, daß der Großherzog ... nicht im Felde bei Verdun war.“

Angesichts solcher Beweise erbitterte die professorale Überheblichkeit Zechlins den Anastasia-Juristen schließlich derart, daß er seinen Kontrahenten mit dessen eigenen Waffen mazzusetzen suchte. Zechlin hatte in einer seiner „Zeit“-Geschichten die Vermutung geäußert, daß ein Amerikaner vom Christlichen Verein Junger Männer (CVJM), den die Zar in 1916 empfing, irrtümlich für den Großherzog gehalten worden sei.

Diese Spekulation dünkete den Anwalt mit den Grundsätzen der historischen Forschung, auf die ihn der Professor massiv verwiesen hatte, gleichfalls unvereinbar. Gereizt gab er zurück: „Daß der Großherzog von Hessen ein CVJM-Mann gewesen sein soll, zeugt von unhistorischem Einfallsreichtum.“

GEMEINDEN

KRANKENHAUSER

Aktion Grün

Sechs Wochen vor den nordrhein-westfälischen Kommunalwahlen sieht sich die Düsseldorfer SPD dem Vorwurf ausgesetzt, im Kampf um die Mandate die Grenzen des Anstands zu überschreiten: Der SPD-Sprecher Dr. Hans Bender, so entrüstete sich die christdemokratische „Rheinische Post“, rühre als Wahlagitator „munter heftig im — Köt“.

Dieser in der deutschen Kommunalpolitik nicht eben alltägliche Vorwurf geht auf eine Sitzung des Düsseldorfer Stadtrats-Hauptausschusses zurück, in der Ende vergangenen Monats Rechtsanwalt Bender für die SPD erklärt hatte: Wenn die CDU weiterhin die Wahlkampfparole austreue, die Sozialdemokraten wollten den konfessionellen Krankenhäusern keine Finanzhilfe gewähren, sehe sich seine Partei „gezwungen, über die katastrophalen Zustände in diesen Hospitälern in aller Öffentlichkeit zu sprechen“.

Am folgenden Tag, dem 21. Januar, konnten die Bürger der nordrhein-westfälischen Landeshauptstadt dann der Lokalpresse entnehmen, was Ben-



SPD-Ratsherr Bender
Bakterien-Pirsch in St. Marien

der im Hauptausschuß enthüllt hatte und was nach einer Vereinbarung der drei Düsseldorfer Ratsfraktionen im Wahlkampf eigentlich nicht zur Sprache kommen sollte:

- ▷ In dem von Salmonellen-Endemien* heimgesuchten katholischen Marienhospital seien die Seuchenverhütungsvorschriften gröblich mißachtet worden;
- ▷ dreißig Prozent des Personals, darunter der katholische Anstaltsgeistliche, hätten die Abgabe von Stuhl-Proben verweigert;
- ▷ ein Teil der Proben sei durch chemische Zusätze verfälscht gewesen.

Frohlockte die SPD-freundliche „Neue Rhein Zeitung“: „Die ... Enthüllungen gaben einen Vorgeschmack dessen, was die SPD an ‚Gegenmunition‘ auf Lager hat.“

Zwar hatte der Verleger der „Rheinischen Post“, Dr. Anton Betz, namens seiner CDU-Ratskollegen dem Hauptausschuß versichert, er werde den zwanzigköpfigen Verwaltungsrat des Hospitals, dem auch er angehört, gleich anderntags um eine Stellungnahme

* Salmonellen-Endemien werden durch Bakterien (in diesem Fall durch „Salmonella bareilly“) ausgelöst. Wichtigstes Symptom dieser Seuchen sind Diarrhöen.

bitten. Indes: Der gemäß Stiftungstatut nur aus Katholiken bestehende Verwaltungsrat sah sich außerstande, der SPD-Attacke wirksam zu begegnen. Verwaltungsrats-Vorsitzender Mathias Jung: „Wir haben Pech, daß wir mit der leidigen Geschichte in den Wahlkampf reinrutschen.“

Die „leidige Geschichte“ hatte in dem seit 1870 bestehenden Marienhospital mit einer begrenzten Salmonellen-Endemie im Jahre 1957 begonnen. Die veralteten hygienischen Einrichtungen und Küchenapparaturen waren neben chronischem Personalmangel die Ursache dafür, daß die Seuche 1959 erneut ausbrach. Wochenlang mußten die 600 Patienten in strenger Quarantäne vegetieren, bis die Seuche endgültig gebannt schien.

1960 brach die Krankheit jedoch zum drittenmal über das museale Hospital herein. Wieder waren Frischoperierte und Säuglinge, die für Salmonellen besonders anfällig sind, in Gefahr. Erst jetzt fühlten sich Krankenhausleitung und Gesundheitsamt veranlaßt, einen „Seuchen-Kommissar“ zu bestellen: den Professor Dr. Ludwig Grün von der Medizinischen Akademie Düsseldorf.

Der Professor — „Ich nenne mich lieber bevollmächtigter Hygieniker“ — forderte der Belegschaft des Krankenhauses kontinuierlich Stuhl-Proben ab, um den Herd der Endemie aufspüren zu können.

Manchen geistlichen Schwestern des Aachener Franziskaner-Ordens, die im Marienhospital dienten, schien die Stuhl-Ablieferung im Röhrchen freilich so ungewöhnlich, daß sie die Abgabe verweigerten.

Als die städtischen Gesundheitsbeamten Ordnungsstrafen androhten, protestierte der junge Anstaltsgeistliche, Franziskanerpater Reinulf: „Die Untersuchungen wurden zum täglichen Gebet.“ Der Pater verwahrte sich brieflich bei Oberstadtdirektor Dr. Hensel „gegen die Art und Weise der Untersuchung“, blieb jedoch ohne Antwort. Reinulf trat daraufhin in den Streik und lieferte seine Röhrchen erst wieder ab, nachdem ihm Ordnungsstrafen in Höhe von 150 und 500 Mark zudiktiert worden waren.

Die „Aktion Grün“ wirkte jedoch wie eine Schock-Therapie: Altgediente Mediziner, an ihrer Spitze Chefarzt Dr. Pfeffer, und die meisten Nonnen verließen das Hospital. Die Zahl der Krankenbetten wurde von 600 auf 200 verringert.

Um das Krankenhaus, dessen Defizit auf 600 000 Mark angestiegen war, nicht vollends dahinsiechen zu lassen, bewilligte der Stadtrat mit den Stimmen der SPD einen Zuschuß von 200 000 Mark. Dennoch mußten sich die Sozialdemokraten später einer konfessionsfeindlichen Krankenhauspolitik zeihen lassen.

Letzte Rettung aus der Salmonellen-Not wurde den Düsseldorfern von einer Institution zuteil, die sich als Seuchen-Helfer bis dahin noch nicht bewährt hatte: von der Bundeswehr. Nachdem die Küche des Hospitals Ende vergangenen Jahres als Herd der Infektion erkannt und gesundheitspolizeilich geschlossen worden war, ernährten Küchenbullen des in der nordrhein-westfälischen Hauptstadt beheimateten Wehrbereichskommandos III Patienten und Personal und gewannen die entscheidende Schlacht gegen die Bakterien.